



Newsletter vom 7. 6. 2020

Inhalt

Kinder brauchen Struktur und Stimulation.....	2
5.6.2020, Marianne Wüthrich.....	2
Lernen ist ein Bergaufprozess	3
Journal21, 31.5.2020, Carl Bossard	3
Leseunterricht: Kurswechsel dringend nötig	5
Condorcet Bildungsblog 31.5.2020, Urs Kalberer	5
Kommentar von Peter Aebersold.....	9
Volksschule ohne Demokratie?	9
Zürcher Bote 22.5.2020, Peter Aebersold	9
«Liebe Eltern, entspannt euch!»	11
Sonntagszeitung 24.5.2020, Interview mit Lutz Jäncke, von Nadja Pastega.....	11
Entlarvende Expertenmeinung zum Lehrplan 21	15
Sonntagszeitung 31.5.2020, Leserbriefe zum Interview mit Prof. Jäncke	15
Pflästerli-Politik gegen Integrations-Chaos	16
Zürcher Bote 29.5.2020, Matthias Hauser, Kantonsrat SV	16
So geht es Studierenden im Corona-Fernstudium.....	18
20Minuten 25.5.2020, Bildungsspezial	18
Funktioniert die digitale Weiterbildung?.....	18
Das bedeutet noch nicht das Ende des Fernunterrichts.....	19
Tages-Anzeiger 28.5.2020, Schweiz, Janine Hosp	19
Nur jeden zweiten Tage ins Gymi.....	21
Tages-Anzeiger 30.5.2020, Zürich, Ev Manz und Pascal Unternährer	21
Maturaprüfungen – ein entbehrliches Ritual?	22
NZZ 28.5.2020, Schweiz, Franz Eberle.....	22
Schule braucht keine Digitalisierung um jeden Preis.....	24
Tages-Anzeiger 6.6.2020, Debatte, Gastbeitrag von Hanspeter Amstutz	24



Kinder brauchen Struktur und Stimulation

5.6.2020, Marianne Wüthrich

Der Platz im Zentrum dieses Newsletters gebührt dem Interview mit dem Neuropsychologen Lutz Jäncke, der die Grundlagen des menschlichen Lernens in erfrischender Weise, aber dennoch tiefenst, darlegt. Zunächst stellt er klar, dass Fernunterricht und Homeoffice auf die Dauer nicht zuträglich sind, weil der Mensch «ein Sozialtier» ist und den direkten Kontakt «wie die Butter aufs Brot» braucht. Für Kinder und Jugendliche gilt das natürlich in weit stärkerem Mass, denn «Kinder brauchen Struktur und Stimulation», je jünger, desto mehr. Ausgehend von der Sozialnatur des Menschen, nimmt Jäncke eine deutlich kritische Position gegenüber dem Lehrplan 21 ein, der «offenbar von Theoretikern entworfen» worden sei. Wer von Kindern und Jugendlichen verlange, dass sie sich selbst ihre Lernziele setzen und den Stoff aneignen, «setzt sich über die Erkenntnisse der Hirnforschung und Lernpsychologie hinweg», so Jäncke. Ganz einfach, nicht wahr? Aber nicht jeder Zürcher Uni-Professor bringt die Einsicht und den Mut zu einer so klaren Stellungnahme auf.

Gleich drei erfahrene Pädagogen unterstützen in der darauffolgenden Ausgabe der Sonntagszeitung die Stellungnahme von Professor Jäncke. Sie verdeutlichen die Untauglichkeit der LP 21-Methoden, vor allem des «selbstorganisierten Lernens», aufgrund ihrer langjährigen beruflichen Erfahrung und ihres Menschenbildes und fordern Schulpflegen und Lehrerschaft dazu auf, sich wieder für den vom Lehrer geleiteten Unterricht im Klassenverband einzusetzen, in dem es am besten möglich ist, alle Kinder zu fördern. Ergänzt werden die Leserbriefe durch den Aufruf von Kantonsrat Matthias Hauser zur Wiedereinführung der Kleinklassen, damit in allen Klassen wieder ein ruhiges Lernklima möglich ist.

Lernen ist kein Sonntagsspaziergang

Den Leitartikel unseres Newsletters steuert einmal mehr unser unermüdlicher Mitkämpfer Carl Bossard bei. Mit der herzigen Bären Geschichte von Max Bolliger erinnert er daran, dass Lernen kein Sonntagsspaziergang, sondern ein anstrengender Prozess ist, der oft nur mit Ausdauer und mit noch einmal und noch einmal Probieren gelingen kann. Aber wieviel mehr Freude und Genugtuung erlebt der junge Mensch, wenn er dann durch eigene Anstrengung, angeleitet vom fördernden und fordernden Lehrer, oben auf dem Berg steht.

Weniger erfreulich ist die Bestandesaufnahme von Urs Kalberer in Bezug auf die sinkende Lesefähigkeit der Schweizer Schülerinnen und Schüler. Statt Unmengen von Lernzeit auf fragwürdige Lesetrainings-Methoden zu vergeuden, würde man sie viel gescheiter für den Erwerb von Sachwissen und für eine stetige Erweiterung des Wortschatzes einsetzen. Also lesen, lesen, lesen, schreiben und korrigieren, und so weiter. Jedes Kind, so hält Urs richtig fest, hat ein Anrecht darauf, in den neun Jahren an der Volksschule genügend lesen zu lernen, um danach eine Chance im Berufsleben zu haben (Chancengleichheit nannte man das früher). Wer Urs Kalberers ausgezeichnetes Referat am 5. März zum Thema «Deutsche Sprache als Grundlage allen Lernens» am Vortrags- und Diskussionsabend des Vereins «Starke Volksschule Zürich» gehört hat, erlebt bei der Lektüre ein déjà vu beziehungsweise déjà entendu.

Zürcher Schulgeschichte und digitale Gegenwart

Ein Stück Schulgeschichte, das jedem demokratieliebenden Schweizer zu denken geben muss, trägt Peter Aebersold mit seinem Bogen von der Entstehung der Zürcher Volksschule zur Zeit der Regeneration (1831) bis zu den Schulreformen ab den Neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts, mit denen nicht nur die gute Schulbildung heruntergefahren, sondern auch sukzessive das demokratische Fundament abgeschafft wurde. Gerade für die Jüngeren unter unseren Lesern wird einiges neu sein, haben sie doch die Volkswahl



von Lehrern und Schulpflegern gar nicht mehr miterlebt.

Nach diesem Rückblick in die Zürcher Schulgeschichte landen wir wieder in der Gegenwart. Auf verschiedene Berichte zum Fernunterricht auf Gymi- und Hochschulstufe – und wie es bis zu den Sommerferien weitergehen soll – folgt das gut begründete Plädoyer von Prof. em. Franz Eberle für das Beibehalten der Maturitätsprüfungen. Interessant auch der Erfahrungsbericht eines Studenten in 20 Minuten: Natürlich kommt er besser zurecht mit der Erarbeitung des Stoffs auf digitalem Weg als die Volksschüler. Aber auch ihm fehlt der direkte Kontakt und Austausch mit den Dozenten und Mitstudenten. Und: Er schätzt seinen Lernerfolg allein mit dem Computer als geringer ein als im Präsenzunterricht.

Für die Volksschule gilt dies noch in weit stärkerem Masse. Der heutige Gastbeitrag unseres Redaktionskollegen Hanspeter Amstutz im Tages-Anzeiger bringt es auf den Punkt: «Eine radikale Umstellung der Schule auf einen hohen Anteil an digitalem Unterricht wäre ... unverantwortlich.» Denn: «Wer eine starke Schule will, muss alles daransetzen, dass die Lehrerinnen und Lehrer der Vorbereitung eines lebendigen Präsenzunterrichts erste Priorität einräumen können.» Zu wünschen ist unserer Jugend und unserem Land, dass sich diese pädagogische Zielsetzung der Schulbildung den Raum verschaffen kann, den sie verdient.

Lernen ist ein Bergaufprozess

Journal21, 31.5.2020, Carl Bossard

Lernen sei etwas Leichtes, suggerieren IT-Konzerne. Lernen sei anstrengend, betonen Bildungsforscher. Wir folgen einem erprobten Lehrer und Kinderbuchautor auf dem stotzigen Weg zum „Bärenberg“.

Lernen kennt keine Autobahnen, keine asphaltierten Schnellstrassen und keine abgekürzten Routen oder gar Überholspuren. Da gelten Feldwege und da gehören Bergpfade dazu. Steile und oft steinige! Manchmal auch Unterholz und Dickicht. Und natürlich Irrwege und Umwege. Da gilt das Gelb der Wanderwege – und nicht das giftige Grün der Autobahnen.

Lernen ist harte Arbeit – das ist sein simples Geheimnis

Lernen erfordert Einsatz und Eifer, Energie und Ausdauer. Lernen ohne Disziplin und Durchhaltewillen geht nicht. Das wissen wir aus zahlreichen Studien in ganz unterschiedlichen Disziplinen. Man sehe sich beispielsweise ein Kleinkind an, wenn es laufen lernt. Immer und immer wieder fällt es hin. Das Baby versucht's erneut. Unermüdlich. Bis es eines Tages stehen und gehen kann. Lernen ist harte Arbeit und anstrengend. Ohne dieses simple Geheimnis führt Lernen nicht zum Ziel. Es gilt fürs Physisch-Technische, es gilt fürs Geistig-Kreative.

Heute muss alles leicht gehen – und spielerisch. So propagieren es viele; so verkündet es auch die Digitalindustrie. Der Glaube ans Einfache und Leichte von Lernprozessen hält sich wie ein hartnäckiger Mythos. Die Suggestivkraft des Leichten wirkt verführerisch. Gerade junge Lehrerinnen und Lehrer erliegen nicht selten diesen ideologischen Sirenenklängen. Lernen so zu gestalten, dass es möglichst einfach geht und von den Kindern wenig fordert, so folgern sie fälschlicherweise. Das ist verhängnisvoll. Jedes kindliche Cerebrum will gefordert sein. Nur so entwickelt es sich.

„Kinder in Anspruch nehmen“ und sie herausfordern

Lernen hat mit dem Ausloten des eigenen Potenzials zu tun und mit der Frage, wo die eigenen (Leistungs-)Grenzen sind. Erfahrene Lehrerinnen und Lehrer wissen um diese



Zusammenhänge. Sie wollen die „Kinder in Anspruch nehmen“, wollen sie herausfordern und so fördern, genau wie es der Philosoph und Pädagoge Eduard Spranger der Schule und den Lehrern ans Herz legte.

Zu diesen Pädagogen zählte auch der bekannte Schweizer Kinderbuchautor Max Bolliger (1929–2013). Geradezu sinnbildlich kommt dies in seiner Geschichte „Der Bärenberg“ zum Ausdruck.¹ Das Bilderbuch erzählt vom Aufbrechen und Weiterkommen, beleuchtet Zweifel und Zwiespalt, zeigt Zögern und Zaudern, widerspiegelt Wille und Widerstand – und das Glücksgefühl nach dem Durchhalten und der Ankunft auf dem Gipfel des Bärenbergs.

Bärenkräfte mobilisieren – gegen innere und äussere Widerstände

Die Geschichte geht so: Am Fuss eines hohen Berges stehen drei kleine Bären. Der Gipfel strahlt im Sonnenlicht. Die Sehnsucht packt sie. „Da hinauf wollen wir klettern!“, sagen sie zueinander und ziehen zügig los. Unterwegs trennen sie sich.

Der erste Bär geht voraus. Er kommt über lichte Wiesen und durchquert dunkle Waldpassagen. Der Weg wird steiler und steiler. Der Schweiss rinnt ihm von der Stirn. Doch er hält durch. Der Gipfel rückt näher; die Sicht aufs Ziel macht Kräfte frei. Da versperrt ihm ein Wolf den Weg.

Er fletscht mit den Zähnen und faucht: „Was willst du hier?“ „Ich will auf den Gipfel“, antwortet der kleine Bär. „Auf den Gipfel?“, höhnt der Wolf. „Nur wenn du stärker bist als ich!“ Der Bär fürchtet sich vor dem Wolf. Doch Umkehren kommt für ihn nicht in Frage; das Ziel liegt so nahe. Er stellt sich dem wilden Wolf. Je länger er mit ihm kämpft, desto mehr spürt er seine Bärenkräfte wachsen. Der kleine Bär gibt nicht nach, bis er das grosse Tier besiegt und der Wolf auf dem Rücken liegt. Nun ist der Weg zum Gipfel frei.

Durchhalten lohnt sich

Der zweite Bär kommt ebenfalls behände voran. Da versperrt ihm ein Tiger den Weg. Auch er ringt mit dem robusten Tier, mobilisiert seine Bärenkräfte und kämpft sich so den Pfad zur Bergspitze frei. Der dritte Bär aber sieht den Tiger von Weitem. Angst überkommt ihn; er kehrt um und rennt zurück.

Der erste und zweite Bär treffen sich auf dem Gipfel. Beide haben durchgehalten, ihr Ziel nie aus den Augen verloren und die Strapazen ausgehalten. Es hat sich gelohnt. Sie umarmen sich und staunen über das Panorama. Die Aussicht ist weiter und schöner, als sie es sich erträumt haben.

Eine Haltung des Durchhaltens vermitteln

Durchhalten im Ungewohnten, Durchstehen im ganz gewöhnlichen Schul- und Lebensalltag, Überwinden von Widerständen – dazu braucht es Kraft und Ausdauer. Lernen ist anstrengend; gerade darum macht es zufrieden.

Konsequenterweise besteht eine der wichtigsten Aufgaben der Lehrerinnen und Lehrer darin, eine positive Haltung gegenüber der Anstrengung vorzuleben, dies mit bewusstem Blick auf den Lernprozess ihrer Schülerinnen und Schüler. Gleichzeitig müssen sie diese Haltung den Lernenden auch vermitteln – nicht zuletzt als Kontrapunkt zur ständigen Botschaft der Technikkonzerne, dass die Digitalisierung das Lernen leichter mache.

Lernen möglichst herausfordernd gestalten

Diese Leichtigkeitsthese klingt schön, doch sie erweist sich als Illusion. Lern- und Verstehensprozesse lassen sich nicht wie eine Produktion lenken oder übers GPS

¹ Der Bärenberg: Eine Geschichte von Max Bolliger und illustriert von Józef Wilkon. Zürich: Bohem Press, 1987.



steuern. Lernen ist kein linearer Ablauf; es verläuft divergent. Bildung im Allgemeinen und Lernen im Besonderen schreiten über Umwege und Irrwege voran. Lernen ist ein Bergaufprozess, teilweise auf verschlungenen Pfaden. Das aber will die vermeintliche Modernität des Digitalen nicht wahrhaben.

Darum kann es im Bildungsbereich nicht darum gehen, Lernen möglichst leichtzumachen.² Es muss darum gehen, Lernen möglichst herausfordernd zu gestalten. Die beiden Bären wissen, was das heisst.

Leseunterricht: Kurswechsel dringend nötig

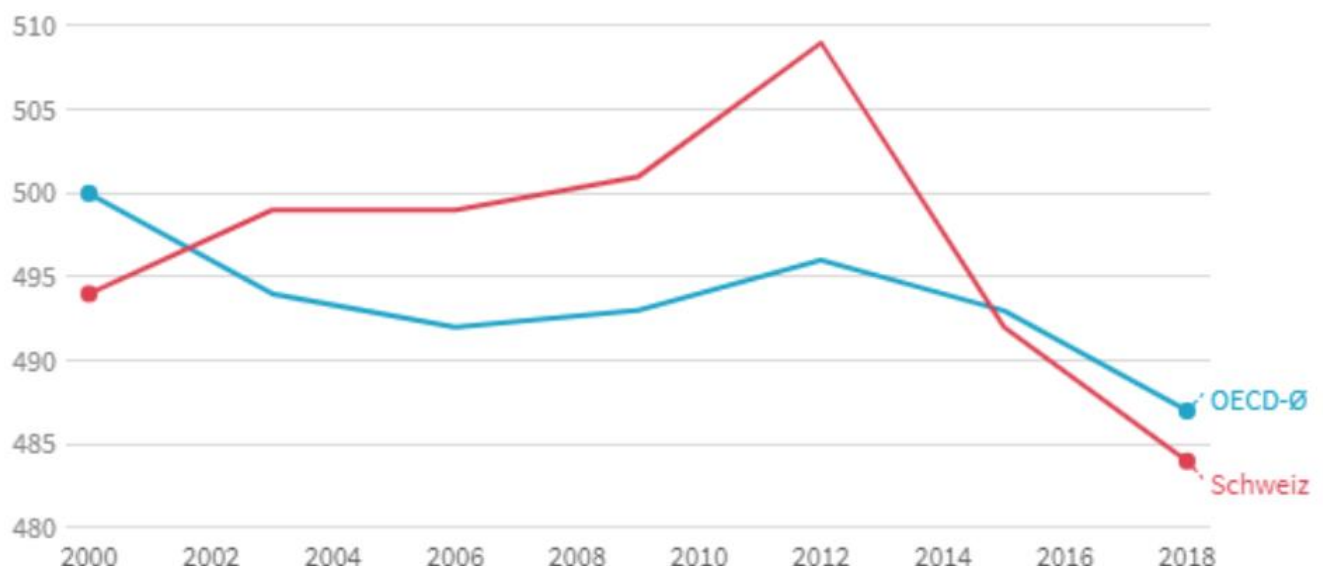
Condorcet Bildungsblog 31.5.2020, Urs Kalberer

Condorcet-Autor Urs Kalberer analysiert die mässigen und vor allem sinkenden Leseleistungen der Schweizer Schülerinnen und Schüler. Und er rechnet mit dem kompetenzorientierten Lesetraining ab.

Seit 2012 geht es mit den Lesefähigkeiten signifikant bergab. Mittlerweile liegt die Schweiz sogar unterhalb des OECD-Durchschnitts von 75 Ländern. Das zeigen die Resultate des Leseverstehens, die von PISA 2018 in Abschlussklassen ermittelt wurden³. Die dabei gemessenen Fähigkeiten stimmen grösstenteils mit den im Lehrplan 21 gestellten Kompetenzanforderungen überein und dienen daher als wichtige Rückmeldung zum Leseunterricht an Schweizer Schulen. Die Leistungen lassen sehr zu wünschen übrig.

Entwicklung der Schweiz beim Lesen, 2000–2018

Punkte im Vergleich zum Durchschnitt aller OECD-Länder



Grafik: dca • Quelle: OECD • [Daten herunterladen](#)

² Klaus Zierer: Die Grammatik des Lernens, in: FAZ, 04.10.2018, S. 7.

³ PISA 2018 – Results (volume I): What students Know and Can Do
<https://www.oecd.org/publications/pisa-2018-results-volume-i-5f07c754-en.htm>



Konkret erreichen 24 Prozent der Schulabgänger bloss die unterste von sechs Kompetenzstufen – sie verstehen die wörtliche Bedeutung von Sätzen oder die Hauptaussage von Texten nicht. Wenn wir dazu noch die Schüler im zweittiefsten Niveau addieren, dann liegen wir knapp bei der Hälfte der Schüler.

Wie reagiert ein Land, das neben Luxemburg am meisten Geld pro Schüler in sein Schulsystem steckt, auf diese ungenügenden Resultate? Die Eidgenössische Erziehungsdirektoren-Konferenz (EDK) gibt sich gefasst: «Im Lesen entspricht er (der Mittelwert, Anm. U.K.), wie bereits 2015, dem OECD-Mittel, wobei die Schweiz – wie viele andere OECD-Länder auch – eine prozentuale Zunahme bei der Gruppe der leseschwachen Jugendlichen zu verzeichnen hat.»⁴ Das Zentrum Lesen der PHNW lässt in einer Stellungnahme verlauten: «Insgesamt ist die Leseleistung bei Schweizer Schülern und Schülerinnen leicht gesunken. Die Differenz ist jedoch nicht signifikant»⁵. Diese Aussage bezieht sich auf die Veränderung zwischen 2015 und 2018 und soll wohl beruhigen, obgleich die Veränderung seit 2012 sehr wohl statistisch signifikant ist. Im Gegensatz zur Fremdsprachen-Debatte führte der fortschreitende Lesenotstand also zu keinen Ängsten hinsichtlich des Auseinanderbrechens unserer Nation. Die gelassenen Reaktionen sind nicht nachvollziehbar, denn die gesellschaftliche Brisanz dieser Daten ist offensichtlich: Lesen ermöglicht Schritte in Richtung Autonomie und mehr Chancengerechtigkeit. Wer einfache Texte nicht versteht, ist in unserer Gesellschaft klar benachteiligt.

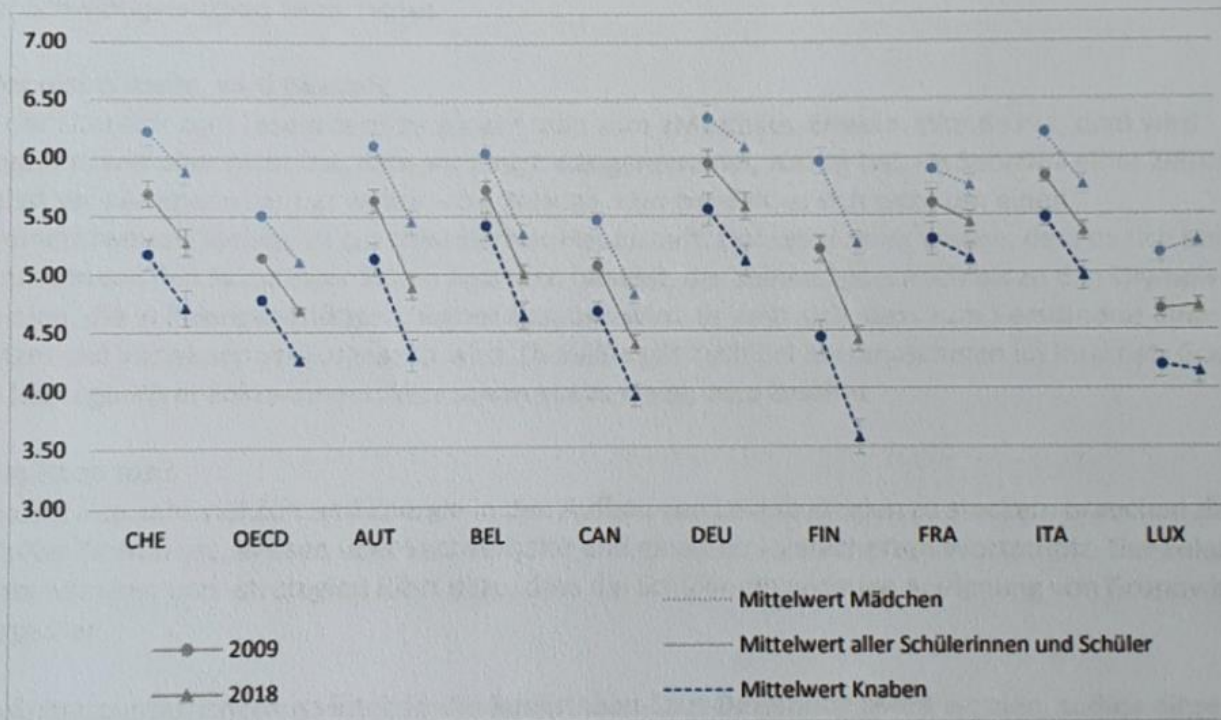
Wenn's nicht funktioniert, einfach noch mehr vom Selben

Die EDK stellte die Wichtigkeit der Vermittlung von Lernstrategien ins Zentrum. «Die PISA-Ergebnisse zeigen wiederholt, dass sowohl das Engagement im Lesen als auch das Wissen über Lernstrategien in einem positiven Zusammenhang mit der Lesekompetenz 15-jähriger Schülerinnen und Schüler stehen.» und „Es liegt auf der Hand, dass der Entfaltung eines Interesses für Texte und der Vermittlung von Lernstrategien mehr Gewicht geschenkt werden sollte.“ Dies ist auch das Credo an den Pädagogischen Hochschulen und das Angebot an Strategie-Trainingsmethoden der Lehrbuchverlage ist unübersehbar und wird im Unterricht auch fleissig eingesetzt. Man verschreibt als Rezept nun einfach noch mehr von derselben Medizin, nämlich Strategietraining. Doch trotz der jahrelangen Offensive scheint der Ansatz wirkungslos zu sein. Strategietraining ist der falsche Ansatz. Dies zeigt auch ein weiterer Blick in den EDK-eigenen Bericht zu den PISA-Resultaten.

⁴ PISA 2018 – Schülerinnen und Schüler der Schweiz im internationalen Vergleich, Nationaler Bericht, EDK, 2019. <https://www.edk.ch/dyn/32703.php>

⁵ PISA 2018 – Ergebnisse Schweiz, Zentrum Lesen FHNW, 2019

Abbildung 6.4: Strategiewissen in Bezug auf Verstehen und Erinnern von Texten, getrennt nach den Erhebungsjahren 2009 und 2018, Geschlecht sowie Vergleichsland bzw. OECD



Anmerkungen: Die Fehlerbalken stellen das 95%-Konfidenzintervall dar. Die Y-Achse repräsentiert Mittelwerte der Anzahl Punkte, die sich aus dem Vergleich zwischen Schüler- und Expertenurteil zur Nützlichkeit der einzelnen Strategien ergeben haben. Eine vollständige Übereinstimmung wurde mit dem Maximum von neun Punkten bewertet, während 0 Punkte eine vollständige Fehlpassung anzeigen.

© SBF/EDK, Konsortium PISA.ch

Quelle: OECD – SBF/EDK, Konsortium PISA.ch – PISA Datenbank

Aus der obigen Grafik lässt sich erkennen, dass die Schweiz (CHE) bezüglich des Strategiewissens trotz den Empfehlungen der EDK und trotz der Einführung des Lehrplans 21 zurückgefallen ist. Entgegen den Verlautbarungen der EDK existiert aber kein Zusammenhang zwischen dem Strategiewissen und der Leseleistung. Länder mit einem tiefen Strategiewissen wie Finnland und Kanada belegen nämlich beim Leseverstehen Spitzenpositionen. Italien hat höhere Werte beim Strategiewissen als die Schweiz, liegt beim Leseverstehen aber hinter der Schweiz. Luxemburg hat beim Strategiewissen zugelegt, liegt jedoch weit abgeschlagen hinter der Schweiz. Neben dem Strategietraining, das Lesen in eine Fülle von Teilbereichen zerstückelt, werden aktuell an unseren Schulen noch weitere Methoden angewandt. Beim Tandemlesen arbeiten Schülerpaare zusammen, ein Kind versucht, einen Text möglichst fehlerfrei laut vorzulesen, während das andere zuhört und Fehler korrigiert. Das Tandemlesen reduziert den Leseprozess auf das mündliche Wiedergeben von Gedrucktem. Durch die Konzentration auf die mündliche Wiedergabe bleibt nicht genug Aufmerksamkeit für den Inhalt des Textes übrig. Lautes Vorlesen hat keinen oder sogar störenden Einfluss auf das Leseverständnis.

Texte generell zu einfach

Weiter fällt auf, dass die meist fiktionalen Texte in der Primarschule generell zu einfach sind und zu wenig Gelegenheit bieten, den Wortschatz zu erweitern. Es fehlen Texte mit Bezug zum Schulstoff, in denen der neue Wortschatz in neuer Umgebung erscheint. Verständnisfragen sind sehr verbreitet, sie sind aber meist nur oberflächlich und verlangen blosses Auffinden von Wörtern oder Textstellen. Dieses «wordspotting» bietet keine Gelegenheit zur Stärkung des Leseverständnisses. Strategien lassen sich nicht transferieren.



Vorwissen essentiell

Der Lehrplan 21 erlaubt es, die geforderten Lesestrategien an beliebigen Texten anzuwenden. Dabei spielt es keine Rolle, ob ich wichtige Informationen auf einem Joghurtbecher oder aus einem Text über den 2. Weltkrieg erschliesse. Es wird postuliert, dass man die Fähigkeit, Informationen zu erschliessen auf andere Texte transferieren kann. Doch dies ist nicht möglich: Das Leseverstehen basiert in erster Linie auf dem Wissen und damit verbunden auf dem thematisch relevanten Wortschatz der Leser. Wer nicht weiss, wer Henri Guisan war, kommt mit allem Vorwissen der Joghurtzutaten bei einem Text über die Schweiz im 2. Weltkrieg nicht weiter. Das bestätigen auch verschiedene Untersuchungen aus den USA, die zeigten, dass das Vorwissen für das Verständnis eines Textes essenziell ist – wichtiger als die Lesestrategien⁶, der Intelligenzquotient, ja sogar als der Schwierigkeitsgrad eines Textes.

Wer nichts weiss, wird bestraft

In der Literatur zum Leseunterricht spricht man vom «Matthäus-Effekt»: Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat. Im Sportteil einer Zeitung heisst es: «Ammann springt weiter – bis Peking». Hier handelt es sich nicht um einen kilometerweiten Sprung bis zur chinesischen Hauptstadt. Der Leser muss wissen, dass es sich bei Ammann um den Skispringer Simon Ammann handelt, der seinen Sport noch bis zu den Olympischen Spielen, die in Peking stattfinden, weiter ausüben wird. Es zeigt sich, dass zum Verständnis eines Satzes viel Vorwissen vorausgesetzt wird. Dasselbe gilt auch bei Suchmaschinen im Internet. Google ist kein egalitärer Faktenfinder: Wer schon etwas weiss, wird belohnt.

Was ist zu tun?

Anstatt also sehr viel Zeit und Energie in den Aufbau von Lesestrategien zu stecken, brauchen die Schüler Kenntnisse, Wissen über Sachverhalte und einen breitgefächerten Wortschatz. Der Fokus auf Lesetechniken und -strategien führt dazu, dass die Schüler die wichtige Aneignung von Grundwissen verpassen.

Im Erstleseunterricht muss intensiv die Buchstaben-Laut-Beziehung geübt werden, sodass diese am Ende des Zyklus I bei möglichst allen Kindern automatisiert ist und «sitzt». Dabei ist auf gezielte Instruktion zu achten, welche gemäss der IGLU-Studie⁷ besonders für die schwächeren Schüler vorteilhaft ist. Selbstentdeckendes Lernen mit individuellen Schreibvarianten ist deshalb zu vermeiden. Ab der Primarschule muss auf einen bewussten Ausbau des Wortschatzes geachtet werden, dazu müssen mehr Sachtexte in den Unterricht eingebaut werden. Häufiges Vorlesen durch die Lehrperson aktiviert den aktiven und passiven Wortschatz und liefert Hilfe für die korrekte Aussprache.

Kein Vorteil, bereits im Kindergarten zu beginnen

Es bringt keinen Vorteil, mit dem Lesen bereits im Kindergarten zu beginnen. Das ideale Alter liegt bei sechs bis sieben Jahren, weil die kognitive Entwicklung dann genügend fortgeschritten ist. Das Leseverständnis sollte auch regelmässig geprüft werden, damit die Lehrperson Entscheidungshilfen bekommt. Dabei muss der Schwierigkeitsgrad der Aufgaben gegenüber heute deutlich erhöht werden. Ebenfalls wichtig ist es, das Lesetempo zu erhöhen. Dies sollte im Zyklus II nach der Festigung der Buchstaben-Laut-Beziehung erfolgen. Ein erhöhtes Lesetempo verhindert eine Überlastung des Kurzzeitgedächtnisses. Inhalte können so gespeichert werden, ohne dass man den Satz nochmals von vorne

⁶ Recht, D.R. and Leslie, L., 1988. Effect of prior knowledge on good and poor readers' memory of text. Journal of Educational Psychology

⁷ IGLU 2016 – Lesekompetenzen von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich. <https://www.kmk.org/fileadmin/Dateien/pdf/Press>



lesen muss.

Die Förderung des Lesens und des Leseverständnisses auf der Grundlage von Buchstaben-Laut Beziehung, einem vergrösserten Wortschatz und gesteigertem Lesetempo ist eine pädagogisch sinnvolle Alternative zum aufwändigen Strategietraining an inhaltlich belanglosen Texten. Lesen lernen erhöht die Chancengerechtigkeit und hilft soziale Unterschiede zu verringern. Alle Schüler haben ein Anrecht darauf, in den neun Schuljahren der Volksschule passabel lesen zu lernen. Die unhaltbaren Zustände im Leseunterricht müssen mit aller Kraft korrigiert und verbessert werden.

Kommentar von Peter Aebersold

Jeder erfahrene Lehrer kann bereits ab der 1. Klasse mit grosser Wahrscheinlichkeit vorhersagen, welche seiner Schüler einmal zu den 24% funktionalen Analphabeten gehören werden. Es sind diejenigen mit Lernschwierigkeiten aus ganz unterschiedlichen Gründen. Allen gemeinsam ist, dass sie sich das Lernen nicht mehr zutrauen, weil sie tagtäglich empfinden, dass sie mit den Klassenkameraden in der Regelklasse nicht mithalten können. Da sie kaum je ein Erfolgserlebnis machen können, werden sie immer entmutigter und ihre Stofflücken immer grösser. Was tun? Der Lehrer kann diese Kinder stundenweise Spezialisten (Heilpädagogen, DaZ usw.) überlassen und sein Lernarrangement überprüfen, ob es für diese Schüler taugt oder kontraproduktiv wirkt. Kann er seine Methodenfreiheit nicht ausüben, müsste er an eine Schule wechseln, wo das noch möglich ist.

Warum hat die Schule vor den Reformen kaum Analphabeten produziert? Schüler mit wenig Deutschkenntnissen wurden in Deutschklassen beschult. Schüler mit Entwicklungsrückständen und langsame Lerner konnten die 1. Klasse in zwei Jahren absolvieren. Für schwache Schüler gab es Kleinklassen mit verschiedenen Niveaus. Wer Ende Schuljahr das Stoffziel nicht erreicht hat, musste unter Umständen eine Klasse repetieren. Jeder Lehrer war darauf bedacht, dass der Lehrer der nächsten Klassen nicht Stofflücken aufholen musste, sondern mit seinem Stoff beginnen konnte. Alles war darauf ausgerichtet, möglichst homogene Klassen zu bilden, um jeden Schüler an einem optimalen, effektiven Klassenunterricht teilhaben zu lassen, bei dem er möglichst viele Erfolgserlebnisse machen konnte. Die sogenannte Separation hat die Chancengleichheit verwirklicht, während die sogenannte Integration ein Heer von Schülern „produziert“, die kaum einen Beruf erlernen können.

Volksschule ohne Demokratie?

Zürcher Bote 22.5.2020, Peter Aebersold

Warum braucht die Demokratie die Volksschule und die Volksschule die Demokratie? Welche Folgen hat es, wenn die Volksschule als Unternehmen den Investor aus dem Aufsichtsrat verdrängt? Ein Blick zurück zeigt, wo wir heute stehen. Der Mensch kann die Zukunft nur so denken, wie er die Vergangenheit verstanden hat.

Die Zürcher Volksschule wurde mit der vom Volk angenommenen liberalen Staatsverfassung von 1831 geboren: Sie hat zwei tragende Säulen: Erstens wird sie als Stätte gesehen, welche die Kinder beider Geschlechter aller sozialen Schichten, aller Bekenntnisse und Begabungsstufen zur gemeinschaftlichen Erziehung vereinigt. Zweitens ist sie im Volk verankert, indem die Sorgepflicht und das Sorgerecht dem Volk (Schulgemeinde) übertragen wurde (Volkswahl der Lehrer und Schulbehörden, Laienaufsicht, Verantwortung für die Bereitstellung, Einrichtung und Unterhalt der Schulhäuser).

Das Unterrichtsgesetz von 1859 war ein mustergültiges Gesetzeswerk. Es wurde erst 2002 durch das neue Bildungsgesetz abgelöst, um das Schulwesen «der Globalisierung anpassen zu können».

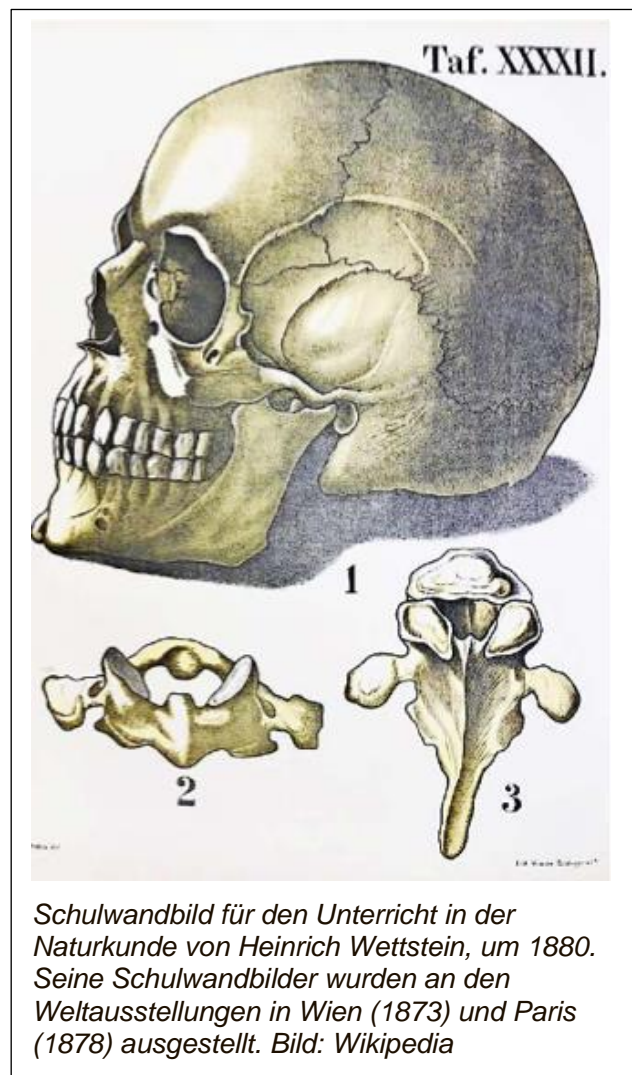
Kann die Volksschule ohne direkte Demokratie überleben?

Seit den 1990er-Jahren wurde ohne äussere Not gleichzeitig mit einer Reihe von Schulreformen der Abbau der Demokratie in der Volksschule von oben vorangetrieben. Die Lehrer hatten pädagogische Freiheit ohne Hierarchie, bis der Hausvorstand als «primus inter pares» ab 1990 sukzessive durch den neuen, nicht mehr vom Volk gewählten, Schulleiter abgelöst wurde. 1995 wurde die demokratische Urnenwahl der Lehrer abgeschafft. Der vom Volk gewählten Bezirksschulpflege wurde zuerst die Beurteilung der Lehrpersonen entzogen, 1996 wurde sie halbiert und 2007 abgeschafft.

Mit der Umbenennung des Erziehungsrates zum Bildungsrat wurde der Schulsynode (2 Lehrer) und dem Kantonsrat (4 Mitglieder) die Wahl der Mitglieder entzogen. Die Verankerung der Schulsynode wurde 1998 aus der Verfassung des Kantons Zürich gestrichen. Die bisherige Vollversammlung der Lehrer, die Synodalversammlung, wurde 2004 abgeschafft. Den vom Volk gewählten Schulpflegern wurden mit der Einsetzung der Schulleiter Kompetenzen entzogen. Sie wurden marginalisiert und in einzelnen Kantonen bereits abgeschafft. Die Auflösung der Schulgemeinden, rechtlich eine politische Gemeinde, die Aufgaben der Volksschule wahrnimmt, ist weit fortgeschritten.

Der damalige Bildungsdirektor des Kantons Zürich wollte keine schrittweise Umsetzung der Schulreform, sondern ein politisches Gesamtpaket mit 14 Reformvorhaben, vorerst nicht auf Gesetzesebene, sondern mittels unterschiedlicher Schulversuche wie der teilautonomen Volksschule TaV, welche die Installierung einer Schulleitung vorsah.

Mit weiteren neuen TaV-Schulen wurde eine flächendeckende Abdeckung angestrebt. Ein Teil der «Schulentwicklungsforschung» liess sich mit den Zielen des Globalisierungswerkzeugs «New Public Management NPM» verbinden, um die Volksschule in ein Unternehmen mit straffer und eingleisiger Hierarchisierung zu verwandeln. Dazu wurde die Schulreform sprachlich näher an die Verwaltungsreform (wif!) gebracht. Die Lehrpersonen und die Bezirksschulpflegern lehnten jedoch das Reformpaket ab. Unter dem Deckmantel angekündigter Sparmassnahmen wollte der Bildungsdirektor die Bezirksschulpflege in Eigenregie halbieren. Das Bundesgericht musste bemüht werden, um den Magistraten vom hohen Sockel zu holen. Das Zürcher Stimmvolk schickte 2002 das neue Volksschulgesetz, mit dem die Reformen gesetzlich sanktioniert werden sollten, bachab.



Schulwandbild für den Unterricht in der Naturkunde von Heinrich Wettstein, um 1880. Seine Schulwandbilder wurden an den Weltausstellungen in Wien (1873) und Paris (1878) ausgestellt. Bild: Wikipedia



Die kantonale Hoheit im Bildungswesen wurde durch die nicht demokratisch legitimierte Erziehungsdirektorenkonferenz EDK ausgehebelt. Der Zürcher Regierungsrat bezog die EDK-Empfehlungen in seine Entscheidungsfindung ein und verwies auch auf internationale Forschung und auf Empfehlungen der OECD. Wichtige Reformelemente des Lehrplans 21 wurden mit dem «Projekt Schule 21» von 1995 bis 2003 im Rahmen der Wirkungsorientierten Verwaltungsführung (NPM wif!) in Versuchsschulen im Kanton Zürich eingeführt. Der Lehrplan 21 wurde damit gleichsam vorweggenommen. 1999 wurde damit gerechnet, die Schule 21 in drei bis vier Jahren flächendeckend umsetzen zu können.

Der Lehrplan 21 wurde von der extra dafür eingesetzten D-EDK an Parlament und Volk vorbei eingeführt, mit dem de facto die Methoden- und Lehrmittelfreiheit abgeschafft wurde

Welche Schulbildung braucht es für den Erhalt der Demokratie?

Nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs befassten sich die Protagonisten der österreichischen Schulversuche der Vorkriegszeit mit der Schulerneuerung.

Mit einer pädagogisch-psychologischen Analyse untersuchten sie die Entstehungsvoraussetzungen totalitärer Systeme und überlegten sich, welchen Beitrag die Schule leisten konnte, um die Demokratie in der Zweiten Republik gegenüber totalitären Bestrebungen widerstandsfähiger zu machen. Sie kamen zum Ergebnis, dass den Bürgern in der ersten Republik die Demokratie noch nicht zum Lebensstil geworden sei und dass in der Schule deshalb das Erzieherische gegenüber dem Methodischen eine Vorrangstellung haben musste.

Dabei sollte vor allem das Leben sozialer Tugenden wie Selbstständigkeit, Verantwortungsbewusstsein, Hingabe, Opfersinn, Toleranz, Arbeitsfreude, Selbstbeschränkung gefördert werden, als Beitragsleistung zur Erreichung einer höheren Seinsform der menschlichen Gemeinschaft. Dies war nach Auffassung der Leiter der Schulversuche nur durch den Einbezug der Tiefenpsychologie in die Pädagogik zu erreichen.

«Liebe Eltern, entspannt euch!»

Sonntagszeitung 24.5.2020, Interview mit Lutz Jäncke, von Nadja Pastega

Neuropsychologe Lutz Jäncke über Stress im Homeoffice, die richtige Förderung der Kinder und warum Schulen auf die falsche Lernmethode setzen.

Die Universität Zürich ist zugesperrt und Lutz Jäncke im Lockdown. Seine Lehrveranstaltungen hält er im Fernunterricht ab. Der 63-Jährige ist Professor für Neuropsychologie und hat das menschliche Lernverhalten erforscht. Die Eltern könnten das Hirn ihrer Kinder steuern, sagt Jäncke. Dabei gebe es aber einiges zu beachten. Wir erreichen ihn zwischen Onlinevorlesungen am Telefon.

Herr Jäncke, Psychologen und Hirnforscher befassen sich seit Jahren mit der Frage, was denn Glück sei. Auf einer Skala von 1 bis 10: Wie glücklich sind Sie gerade?

Mein Zufriedenheitspegel liegt bei einer 6 oder 7. Das hat aber nichts mit Glück zu tun. Glücksgefühle und Zufriedenheit sind zwei völlig verschiedene Dinge.

Inwiefern?

Glück ist etwas, wofür wir nichts können. Wenn Sie den richtigen Lebenspartner gefunden haben, können Sie in die Hände klatschen: Glück gehabt! Oder Sie können sehr glücklich sein, wenn Sie einen Sechser im Lotto haben. Dann laufen bestimmte physiologische Prozesse ab, Dopamin wird im Lustzentrum ausgeschüttet. Wir verspüren ein starkes



Wohlbefinden.

Wie bei Sex, Suff und Drogen?

Ja, aber das hält nicht lange an. Mein momentaner Zustand ist also: Ich bin zufrieden. Aber um dieses euphorische Glücksgefühl zu empfinden, müsste ich einen Jackpot knacken.

Wo erreichen wir Sie denn gerade?

Im Homeoffice in meiner Wohnung in Zürich.

Zu Hause sitzen derzeit viele Leute. Und das seit Wochen. Was passiert mit uns in dieser Isolation?

Das hängt unter anderem davon ab, wie unsere Sozialkontakte nach draussen sind. Inzwischen liegen erste Daten zur Schweizer Bevölkerung vor. Sie zeigen, dass dieses Gefangensein in engen Räumen für viele Menschen unangenehm ist. Es sorgt für mehr Stressempfinden, es gibt auch mehr Anzeichen von Depressionen. Ein zweiter Punkt: Man darf nicht vergessen, dass wir uns in einer Zeit befinden, in der überhaupt nicht klar ist, was das Virus gesundheitlich mit uns macht. Da akkumulieren sich die Befunde erst.

Die sich zum Teil widersprechen. Zum Beispiel bei der Frage, ob Kinder nun ansteckend sind oder nicht.

Für die Wissenschaftler sind die vermeintlichen Widersprüche oft gar keine Widersprüche, sondern Detailfragen, die diskutiert werden. Aber für Laien entsteht der Eindruck: Die wissen gar nicht, wovon sie reden. Das ist eine ganz unangenehme Situation. Denn unser Gehirn ist so konstruiert, dass es versucht, in jeder Sekunde unseres Lebens eine konstante Interpretation der Welt zu erstellen. Das ist jetzt nicht möglich. Und das stresst.

Wird das Virus unser Verhalten nachhaltig verändern?

Ich rechne nicht damit, dass die Menschen dramatische persönliche Veränderungen einleiten werden. Wir sind viel zu phlegmatisch, viel zu anpassungsfähig, von Gewohnheiten gesteuert.

Mit anderen Worten: Wir sind zu faul?

Unser Gehirn neigt dazu, all das, was sich einmal bewährt hat, immerfort zu wiederholen. Das ist auch sinnvoll. Der grösste Teil unseres Lebens ist eine alltägliche Wiederholung dessen, was wir am Tag davor gemacht haben. Da ist das Gehirn befreit von komplexen Entscheidungsprozessen und wendet automatisch Schablonen an. Ich bin mir ziemlich sicher, dass nach der Pandemie Business as usual eintreten wird. Veränderungen sehe ich eher im Arbeitsleben. Videokonferenzen werden zum Umdenken führen. Man wird viele unnötige Reisen nicht mehr unternehmen.

Warum sind diese Online-Meetings eigentlich so ermüdend? Es gibt dafür bereits einen Begriff: «Zoom Fatigue», benannt nach der Software, die vielerorts für Videokonferenzen eingesetzt wird.

Der Mensch ist ein Sozialtier. Der grösste Teil unseres gesamten Verhaltensinventars, das wir implementiert haben, ist darauf ausgerichtet, mit anderen Menschen zu kommunizieren und zu interagieren. Wir brauchen den direkten Kontakt wie die Butter auf dem Brot. Das fehlt bei der Videokonferenz. Das sind ja keine Menschen, die wir da sehen, sondern Avatare.

Online-Kommunikation haben auch die Schülerinnen und Schüler wochenlang durchexerziert. Was sind die Folgen des Homeschoolings?

Kinder brauchen Struktur und Stimulation. Je jünger sie sind, desto mehr muss man ihnen davon bieten. Ich hoffe, dass die Eltern ihren Kindern diese Struktur gegeben haben. Bis hin zu: um acht Uhr beginnen und um 12 Uhr aufhören, mit Pausen und Pausenbroten.

Viele Eltern sassen aber selber im Homeoffice. Da fehlt doch schlicht die Zeit, um

**nebenher noch Pausenbrote zu schmieren.**

Ich bin im Vorstand eines Zürcher Gymnasiums. Wir haben uns das genau angeschaut. Es hat ziemlich gut geklappt. Ich weiss nicht, ob das überall so gewesen ist. Es ist einfach eine Tatsache, dass man Kindern eine Struktur geben muss. Das hat einen neurophysiologischen Hintergrund: Der Frontalcortex ist bei Kindern und Jugendlichen noch nicht voll ausgereift.

Frontalcortex heisst?

Das ist jener Bereich des Gehirns, der hilft, uns zu disziplinieren und gegen Ablenkung zu wehren. Er ist erst mit dem 18. Lebensjahr ausgereift. Darum ist die Gefahr bei Kindern gross, dass sie sich ablenken lassen.

Und Teenager furchtbar ungern lernen?

Das ist einer der wichtigen Gründe. Man kennt das von vielen Pubertierenden. In der Schule sind sie faul, aber als Erwachsene lernen sie plötzlich ganz anders, und an der Universität sind sie die besten Studenten.

Wenn Struktur und Anleitung so wichtig sind: Was bedeutet das «selbstorganisierte Lernen», das an den Schulen Einzug hält?

Das hört sich toll an. Aber es funktioniert oft nicht so, wie man sich das theoretisch vorstellt. Kinder und Teenager sind nicht so effizient in der Lage, sich selbst klare Ziele auszusuchen und sich mit einem Stoff auseinanderzusetzen, wenn sie nicht verstehen, warum sie diesen Stoff lernen sollen. Was da häufig in den Schulen passiert, setzt sich über die Erkenntnisse der Hirnforschung und Lernpsychologie hinweg.

Gilt das auch für den Lehrplan 21, der 363 Kompetenzen beschreibt, die die Schüler beherrschen sollen?

Dieses Konzept wurde offenbar von Theoretikern entworfen. So wie das formuliert ist, lässt es sich in der Praxis kaum umsetzen. Ich habe noch keinen Lehrer getroffen, der davon hellauf begeistert ist. Oft fühlen sie sich überfordert, was jeder versteht, der mal in diesen Lehrplan reingeschaut hat.

Müsste man also nachbessern?

Statt über selbstorganisiertes Lernen nachzudenken, sollten wir als Eltern und Gesellschaft entscheiden, welche Inhalte die Kinder lernen sollen. Das tun wir viel zu selten. Das hat zur Folge, dass beispielsweise an den Primarschulen unterschiedliche Dinge auf unterschiedlichen Niveaus gelehrt werden. Wenn die Kinder dann aufs Gymnasium wollen, müssen sie irgendwelche Weiterbildungskurse bei Privatanbietern aufsuchen, weil sie das, was sie brauchen, in der Schule nicht gelernt haben. Das ist doch ein völlig falsches Lehrmodell.

Sie haben das Lernverhalten erforscht. Wie können die Eltern das Potenzial ihrer Kinder am besten fördern?

Kinder brauchen eine anregende, fordernde und fördernde Umwelt. In Deutschland gibt es eine relativ grosse prekäre Schicht. Aus diesem Prekariat kommen ganz selten Kinder hervor, die Abitur oder überhaupt einen Schulabschluss haben. Das ist nicht nur durch die Gene bestimmt, sondern vor allem durch die fehlende Anregung in diesen Gesellschaftsschichten. Kinder müssen stimuliert werden, sie müssen bombardiert werden mit kulturellen Reizen. Man soll sie nicht überfordern, aber man muss doch etwas anbieten.

Wie stark hängt es von den Genen ab, wie intelligent wir sind?

Die klassischen Intelligenzforscher haben das linear erklärt: 70 Prozent der Intelligenz ist durch die Gene determiniert, 30 Prozent durch die Umwelt. Das sehe ich als Neurowissenschaftler anders. Diese lineare Interaktion gibt es nicht. Das Zusammenspiel zwischen Genen und Umwelt ist sehr komplex und vor allen Dingen nicht linear. Wir können zum Beispiel die Veranlagung haben, sehr intelligent zu sein, aber sie wird nicht gefordert, weil



das in unserem Lebensumfeld überhaupt keine Rolle spielt. Dann kann sich die Intelligenz nicht entfalten.

Das heisst umgekehrt: Die Eltern können etwas tun für die Intelligenz ihrer Kinder?

Natürlich, man kann sie fördern. Vor allem aber kann man die Intelligenz seines Kindes «nicht fördern», indem man keine Stimulation anbietet.

Ehrgeizige Eltern bringen ihren Kindern schon vor der Einschulung das Abc und Rechenaufgaben bei. Was bringt es, wenn man schon Knirpse drillt? Hat das wirklich Einfluss auf den Erfolg im Leben?

Die amerikanische Juraprofessorin Amy Chua hat ein Buch über diese «Tiger Mum»-Erziehung geschrieben. Sie hat ihre beiden Töchter mit dem klassischen chinesischen Erziehungsstil grossgezogen. Die Töchter wurden gedrillt. Dramatisch.

Mutter Chua drohte als Lernanreiz mit dem Verbrennen der Kuschtiere. Oder damit, das Puppenhaus der Heilsarmee zu spenden und die Geburtstagsparty für mehrere Jahre ausfallen zu lassen. Was wurde aus diesen Kindern?

Die eine Tochter ist schwer depressiv und will sich immer umbringen. Sie hat mit der Mutter gebrochen. Die zweite Tochter ist «perfekt»: Hochintelligent, eine super erfolgreiche Musikerin und ebenfalls Professorin. Wenn Kinder eine gute Veranlagung haben und man sie von der Vorschul- bis in die Schulzeit fördert, kann man eine ganze Menge erreichen – aber eben auch massive psychische Probleme auslösen.

Sie haben Weltklasse-Musiker untersucht. Dort läuft ohne Drill von Kindesbeinen an gar nichts.

Ich kenne keinen Profimusiker, der mit der Ausbildung und dem Training nicht früh begonnen hat. Viele haben darunter gelitten. Stars wie Lang Lang sind Millionäre und die besten Musiker der Welt geworden. Aber sie verfluchen ihre Eltern zum Teil bis heute.

Was bedeutet das, wenn man es auf den normalen Alltag herunterbricht?

Die Methode der Tiger-Mütter halte ich nicht für zielführend. Ich würde meine Kinder nicht mit vier Jahren in den Chinesischunterricht schicken, dann in den Klavierunterricht karren, und anschliessend gehen sie ins Tennistraining. Wir müssen ein normales Mass finden, um die Kinder zu fördern.

Das heisst?

Kinder brauchen Freiraum, um ihre eigenen Interessen zu entdecken, dann stecken sie dort auch ihre Kräfte rein. Man muss den Kindern aber auch Struktur und Stimulation bieten. Das Gehirn hasst nichts mehr als Langeweile. Wenn es sich langweilt, sucht sich unser Gehirn Sachen, mit denen man sich einfach beschäftigen kann. Dann diffundieren die Kinder vor die Computer, gamen nur noch oder machen Blödsinn.

Was empfehlen Sie Eltern ausserdem?

Den Müttern und Vätern, die Kinder im pubertären Alter haben, würde ich zunächst einmal sagen: Liebe Eltern, entspannt euch! Die Kinder werden euch später ähnlicher sein, als es euch lieb ist. Kinder und Jugendliche durchlaufen eine besondere Reifungsphase, darum sind sie so, wie sie sind.

Welche Rolle spielt Musik für die Entwicklung eines Kindes?

Musizieren ist ein interessantes Mittel. Wenn man Flöte spielt, löst man zwar nicht besser Differenzialgleichungen. Aber im Musikunterricht lernt man etwas zu verbessern, was wir exekutive Fähigkeiten nennen: Disziplin, Selbstorganisation und Motivation.

Es dürfte bei einem kleinen Ronaldo-Fan wenig bringen, wenn man ihm sagt: Versuch es doch mal mit Geigespielen.

Sport geht auch. Aber nur dann, wenn dabei auch die Selbstdisziplin gefördert und gefordert wird.

**Die ersten drei Lebensjahre gelten als «Schicksalsjahre», in denen vieles festgelegt wird, was sich später im Leben nicht mehr ändern lässt. Wie prägend sind sie wirklich?**

Wichtig ist vor allem das Gefühl der Geborgenheit. Bis zum sechsten, siebten Lebensjahr ist die Bindung an wichtige Personen essenziell. Das entscheidet darüber, ob ein Kind Selbstvertrauen ausbilden kann. Das sieht man bei Schimpansen-Babys sehr schön. Wenn sie keine Bindung aufbauen können, weil die Eltern krank oder verhaltensgestört sind, hängen sie später immer bei den Eltern herum. Selbst wenn sie schlecht behandelt werden. Während jene, die gut eingebunden sind, in grossen Radien die Welt erkunden. Wenn Gefahr kommt, rennen sie schnurstracks zur Mutter, die Sicherheit spendet. Bindungssichere Kinder trauen sich mehr zu. Das ist bei uns Menschen auch so.

In jungen Jahren fällt das Lernen einfacher als später im Leben. Haben Sie uns einen Tipp, wie wir auch im Alter unseren Denkmuskel fit halten können?

Ich bin kein Fan von Brainjoggings, Kreuzworträtseln und Sudoku. Es bringt mehr, wenn man sich mit sinnvollen Sachen auseinandersetzt. Am besten befasst man sich mit neuen, relevanten Dingen, mit Kunst und Kultur zum Beispiel, man kann auch ein Instrument lernen oder eine neue Sprache, wenn man eine Reise plant. Das sind die besten Gedächtnistrainings fürs Alter. Und vor allem: Lesen Sie Geschichten! Unser Gehirn verfügt über ein Geschichten-Gedächtnis. Romane lesen ist perfekt!

Was lesen Sie selber gerade?

Ich habe soeben die Cromwell-Romane durchgearbeitet, davor die Montalbano-Romane von Andrea Camilleri. Krimis zu lesen, entspannt mich nach der Arbeit.

Bis in welchem Alter sind wir lernfähig?

Bis ungefähr zehn Minuten bevor wir das Zeitliche segnen. Also: ein Leben lang.

Lutz Jäncke (63) ist in Wuppertal geboren. Er hat Psychologie, Biologie und Neurowissenschaften studiert. Seit 2002 ist er Professor für Neuropsychologie an der Universität Zürich. Sein Forschungsinteresse gilt vor allem dem menschlichen Lernverhalten, der Musikverarbeitung im Gehirn und den neurophysiologischen Grundlagen des Hörens und Fühlens. Seine Publikationen gehören zu den meistzitierten neurowissenschaftlichen Arbeiten. Jäncke ist verheiratet, Vater von zwei Söhnen und Schweizer Staatsbürger.

Entlarvende Expertenmeinung zum Lehrplan 21

Sonntagszeitung 31.5.2020, Leserbrief zum Interview mit Prof. Jäncke

Die Rundumschau im Interview mit Prof. Jäncke bringt zahlreiche interessante Ansichten und Stellungnahmen. Man könnte einer ganzen Reihe Aussagen noch besonders beipflichten, weil sie den Nagel präzise auf den Kopf treffen. Es sei hier als Beispiel nur die Sache mit dem Lehrplan 21 und dem "selbstorganisierten" Lernen herausgegriffen. Endlich lesen wir unmissverständlich, dass diese Theorien in der Praxis überhaupt nichts bringen und den neuesten Erkenntnissen der Hirnforschung eindeutig widersprechen. In der Primarschule kommen die meisten Kinder mit dem Selberorganisieren nicht zurande, und das Fehlen von Jahreszielen bewirkt genau das, was Prof. Jäncke anprangert. Die Klassen sind am Ende des 6. Schuljahres im Stoff unterschiedlich weit, und es ist stossend, dass oft private Unterstützung nachholen muss, was in der Volksschule versäumt wurde. Es braucht wieder klar strukturierten Unterricht im Klassenverband und nicht wirre Selber-Lernversuche von einzelnen Kindern. Schulpflegen und Schulleitungen sollten den Lehrerinnen und Lehrern ausdrücklich gestatten, von den untauglichen LP-21-Methoden abzuweichen und wieder so zu unterrichten, dass die Kinder unter



zweckmässiger Anleitung optimal gefördert werden können.

Hans-Peter Köhli, Zürich

In der Schule setze sich manches "über die Erkenntnisse der Hirnforschung und Lernpsychologie hinweg", diagnostiziert Lutz Jäncke. Und er benennt pädagogische Glaubenssätze. Dazu gehört die beliebte These, dass es nichts Besseres als "selbstorganisiertes Lernen" geben könne. Autonomes Lernen erlöse den Schüler vom gemeinsamen Unterricht und der "direkten Instruktion", diffamierend stets Frontalunterricht genannt, so wird suggeriert. Die Folgen sind bekannt. Ob Jänckes klares Wort in die erfahrungsverdünnte Luft der Bildungsstäbe dringt? Wünschenswert wäre es. Gerade für lernschwächere Kinder.

Carl Bossard, Stans NW

Es ist nur zu hoffen, dass auch möglichst viele Schulbehördenmitglieder die Aussagen von Prof. Jäncke zur Kenntnis nehmen. Sodann sollten sie sich fragen, ob es nicht an der Zeit wäre, gewisse Entwicklungen, welche an der Volksschule offensichtlich falsch laufen, zu stoppen. Den Lehrplan 21 beispielsweise hat man dem Volk aufgeschwatzt, obwohl sich jetzt herausstellt, dass die Kinder damit überfordert sind. Der Wissenschaftler bestätigt das, was viele Eltern auch gemerkt haben: Volksschüler und -schülerinnen sind noch nicht fähig, eigenständig und "selbstorganisiert" zu lernen. Sie brauchen unbedingt den Klassenverband, das Klassengespräch sowie Anleitung und Hilfe durch die Lehrperson. Und wenn es gemäss Jancke deshalb kaum Lehrer gibt, die vom Lehrplan begeistert sind, warum wehren sie sich diese denn nicht? Das Wohl der Kinder muss im Vordergrund stehen und nicht das Einhalten einer Theorie, die sich als undurchführbar erweist!

Bruno Pfister, Galgenen

Pflästerli-Politik gegen Integrations-Chaos

Zürcher Bote 29.5.2020, Matthias Hauser, Kantonsrat SVP

Das Problem der Integration: Es braucht jede/r sein eigenes Programm. Deshalb fehlen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen im Unterricht. Für die SVP gehört stattdessen der Fisch ins Wasser und der Pinguin an den Südpol.

Der Kantonsrat will Lehrpersonen mehr heilpädagogische Aufgaben übertragen. Das Postulat wurde von allen Fraktionen überwiesen, mit Ausnahme der SVP/EDU. Meine ehemalige Mitkantonsrätin Anita Borer hat dazu Diskussion und Ablehnung beantragt. Ich durfte die Haltung der SVP vertreten.

Integrationschaos

Integration in der Volksschule bedeutet ein Durcheinander in manchen Klassenzimmern, von Schülerinnen und Schülern, die unterschiedliche Nachteilsausgleiche haben: Jemand darf mehr Zeit für die Prüfung haben, jemand anders mit Kopfhörern arbeiten, jemandem Dritten müssen alle Texte, nicht nur an Prüfungen, auch vorgelesen werden, ein Vierter kann sich nur konzentrieren, wenn er alleine ist, beim Fünften zählt die Rechtschreibung nicht, der Sechste und die Siebte schreiben eine angepasste Prüfung mit weniger und leichteren Aufgaben, der Achte hat keinen Nachteilsausgleich, die Eltern sind jedoch mit einer ADHS-Abklärung nicht einverstanden, er nimmt kein Ritalin und erhält weder die Aufmerksamkeit noch die Bewegung, die er bräuchte, und die ganze Klasse gerät durcheinander. Nur kluge und selbstständige Kinder lernen und der Unterstützungsbedarf der Klasse erhöht sich wegen dieser Gesamtsituation.

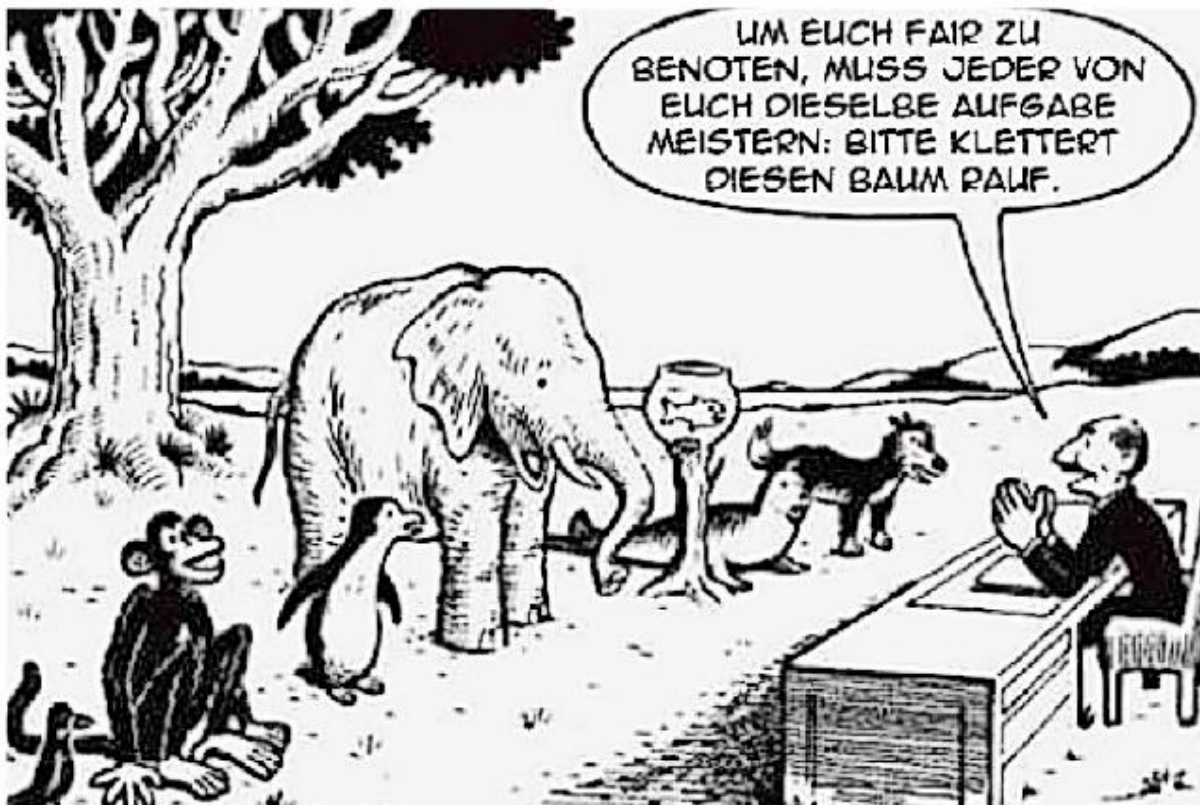


Bild: M. Hauser

Unterstützung im Schulzimmer

So ist es kein Wunder, dass Lehrerinnen und Lehrer froh sind um Unterstützung. Unterstützung von Klassenassistenten, von Seniorinnen und Senioren und eben auch durch Heilpädagoginnen und Heilpädagogen, die sich wenigstens um Einzelne kümmern. Und die einen coolen Job haben: Für das integrative Chaos sind sie nämlich nicht verantwortlich – sie geraten in eine höhere Lohnklasse und dürfen sich von Berufes wegen auch auf nur ein Kind aufs Mal konzentrieren und dieses in einigen ausgewählten Lektionen während der Woche begleiten.

Es gibt einen Grund, weshalb trotzdem Heilpädagoginnen und Heilpädagogen fehlen: Für das, was man anschliessend tatsächlich tut, ist die Ausbildung mit dem Workload von rund 2700 Stunden zeitlich und finanziell aufwendig. Der Kapazitätsmangel führt zu einem unklar abgegrenzten Aufgabenkatalog. Dieser soll definiert werden, so verlangt es das Postulat – ein Pflasterli gegen die Fehlentwicklung. Wichtig wäre, die Ursache anzupacken, und das bedeutet, die Integration gesamthaft, aber auch in Einzelfällen kritischer zu würdigen.

Dem Fisch ein Aquarium geben, statt das Fliegen lernen

Kinder, die heute in vielen Fächern, bestimmt überall dort, wo keine Heilpädagogin oder kein Heilpädagoge im Schulzimmer sitzt, einfach mitlaufen, oft mit Mühe, sich selbst als inkompetent oder Störenfried wahrnehmen, wenn sie intelligent sind, Frustrationen entwickeln und sonst naiv bleiben – solchen Kindern könnte man in einem angepassten Umfeld begegnen, einem, das ihnen Erfolgserlebnisse bietet. Separation bietet diese Vorteile. Keine Heilpädagoginnen und Heilpädagogen, um Fischen das Fliegen und Vögeln das Leben unter Wasser beizubringen, sondern um das Klassenzimmer in einen Himmel oder ein Aquarium zu verwandeln, je nach Kind. Keine Integrationsunterstützung, sondern Leben mit und trotz den erschwerten Voraussetzungen.

Separation der anspruchsvollen Fälle in Kleinklassen oder in Sonderschulen führte in



Regelklassen und normalen Schulstunden zu freiwerdenden Ressourcen, die erlauben, dass mehr Kinder, leichtere Fälle, ADHS erfolgreich ganz ohne Unterstützung einer Heilpädagogin oder eines Heilpädagogen integriert werden könnten, durch alle Lehrpersonen. Beleg dafür ist die gegenteilige Entwicklung bei der Aufhebung der Kleinklassen vor rund fünfzehn Jahren im Kanton Zürich: Kinder aus Kleinklassen – nicht bereits mit Sonderschulstatus, dies kam erst später, aber doch mit sonderpädagogischen Status, wurden in Regelklassen integriert, mit Integrativer Förderung (IF).

Weil dadurch die Belastung der Regelklassen stieg, sank die Schwelle zum Sonderschulstatus. Wir haben nun mehr Integration innerhalb der Gemeinden, aber auch mehr Sonderschülerinnen und Sonderschüler – zum Teil integriert (ISR), zum Teil nicht.

Ein wenig Heilpädagogik für alle Lehrpersonen

Es ist schon lange eine Forderung der SVP, dass Lehrpersonen auch heilpädagogische Kompetenzen haben müssen, nicht als Wahl-Modul im letzten Semester an der pädagogischen Hochschule (wie man es heute belegen kann), auch nicht als CAS (anderes Postulat der Ratslinken), sondern standardisiert. Und natürlich nicht so weit gehende wie die Heilpädagoginnen und Heilpädagogen selber, denn diese, und nur diese, sollen sich um Sonderschülerinnen und Sonderschüler kümmern, und zwar separat. Es braucht eine Systemkorrektur.

So geht es Studierenden im Corona-Fernstudium

20Minuten 25.5.2020, Bildungsspezial

Der Präsenzunterricht an Hochschulen und Universitäten bleibt noch bis mindestens 8. Juni 2020 eingeschränkt. Das bedeutet, dass in der Schweiz aktuell über 250'000 Studierende im Fernunterricht sind. Wir haben bei einem Direktbetroffenen nachgefragt, wie er die Situation erlebt und ob er allenfalls auch Chancen in der neuen Unterrichtsform sieht.

Funktioniert die digitale Weiterbildung?

Die Schweiz ist ein Land der Weiterbildung. Über 60 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer bilden sich regelmässig fort. Damit Kurse auch während dem Lockdown durchgeführt werden konnten, mussten Bildungsanbieter schnell reagieren. Aber können digitale Unterrichtsformen den persönlichen Kontakt überhaupt ersetzen? Zwei bewährte Anbieter von Aus- und Weiterbildungen erzählen uns, wie sie die aktuelle Situation meistern.

«Der persönliche Kontakt fehlt»

Seit über zwei Monaten sind Tausende Studierende in der Schweiz im Fernunterricht. Wir haben bei einem Direktbetroffenen nachgefragt.

Luca, du studierst Wirtschaftsingenieur an der Hochschule Luzern. Wie wurde dein Unterricht umgestaltet?

In zwei Fächern hatten wir bereits vor der Corona-Pandemie «Flipped Classroom», das heisst, dass wir den Stoff digital selbst erarbeitet haben und im Unterricht dazu dann Fragen stellen konnten. In den Fächern mit normalem Präsenzunterricht geht es von Lernvideos über Leseaufträge bis zu Onlinevorlesungen.

Du hast bewusst ein Präsenzstudium gewählt. Nun ist alles digital. Was sind für dich die Nachteile?

Sicher der fehlende direkte Kontakt mit den Dozierenden und den Mitstudierenden. Dort



gibt es einfach mehr Möglichkeiten und mehr Interaktion. Auch ist zu Hause die Ablenkung grösser, die Lernatmosphäre einer Hochschule fehlt in den eigenen Wänden.

Gibt es auch Vorteile in dieser neuen Situation?

Sicherlich die grosse Flexibilität. Ich kann dann arbeiten, wenn ich am produktivsten bin. Da ich an die Hochschule pendle, gibt es auch Zeitersparnisse und ich spare Geld, das ich sonst für Verpflegung und Transportkosten brauche.

Wie erlebst du die digitale Zusammenarbeit?

Gruppenarbeiten finden bei uns momentan praktisch keine statt. Jedoch treffe ich mich regelmässig online mit Studienkollegen zur Besprechung von Aufgaben. Die Produktivität ist sehr unterschiedlich, bei konkreten Fragen sind wir meist speditiv, sonst werden auch schon mal nicht schulische Themen diskutiert.

Bei so vielen neuen Freiheiten stellt sich auch die Frage nach deiner Selbstdisziplin?

Manchmal besser, manchmal weniger. Am Morgen brauche ich etwas, um Fahrt aufzunehmen. Vielfach arbeite ich dafür am Abend länger, da ich zu dieser Zeit am produktivsten bin.

Im Vergleich zum Präsenzunterricht: Lernst du mehr oder weniger?

Ich denke eher weniger, obwohl mehr Unterlagen zur Verfügung gestellt werden. Ich glaube, dass die Inputs der Dozierenden und auch der Mitstudierenden halt so doch etwas verloren gehen. Gerade diese bringen für mich normalerweise gute Lerneffekte.

Freust du dich wieder auf den Präsenzunterricht oder hat das Fernstudium Zukunft?

Die Kontakte mit den Mitstudierenden und den Dozenten fehlen mir, auf diese freue ich mich wieder. Vermissen werde ich die Flexibilität. Für mich persönlich wäre eine Mischung zwischen Fernstudium und Präsenzunterricht das Beste.

RONNY ARNOLD [Hslu.ch/technik-architektur](https://www.hslu.ch/technik-architektur) [Bildung-schweiz.ch/topics/bachelor](https://www.bildung-schweiz.ch/topics/bachelor)

Das bedeutet noch nicht das Ende des Fernunterrichts

Tages-Anzeiger 28.5.2020, Schweiz, Janine Hosp

Weitere Lockerung für Schulen •Lehrkräfte an Gymnasien und Hochschulen können bald wieder vor ihre Studenten. Die Vorgaben sind aber so streng, dass nicht alle davon Gebrauch machen werden.

Ab dem 6. Juni dürfen auch Mittel-, Berufs- und Hochschulen wieder zum Präsenzunterricht übergehen, wie der Bundesrat am Mittwoch vor den Medien sagte. Das wird aber nicht dazu führen, dass nun wieder in allen Klassenzimmern und Hörsälen gelehrt wird: Viele Schulen werden die neue Möglichkeit nur zurückhaltend nutzen - und manche gar nicht. Der Kanton Zug etwa hat letzte Woche bekanntgegeben, dass die Lehrerschaft weiter aus der Ferne unterrichtet.

Der Grund: Die Vorgaben, die der Bund am 13. Mai für diese Schulen bekannt gegeben hat, sind so streng, dass es sich nicht für alle lohnt, ihren Betrieb für die wenigen Wochen bis zu den Sommerferien umzustellen. Denn nach den Ferien, so sagte der Zuger Bildungsdirektor Stephan Schleiss letzte Woche, lasse die Situation aus heutiger Sicht wohl wieder einen normalen Unterricht zu.

Tatsächlich sind die Vorgaben für die Mittel- und Hochschulen viel restriktiver als jene für die Volksschule. Während dort nur Kinder und Lehrer stets zwei Meter Distanz zueinander



halten müssen, müssen ältere Schülerinnen und Schüler diesen Abstand auch untereinander einhalten. Dies, weil Jugendliche ein ähnlich hohes Risiko haben, an Covid-19 zu erkranken, wie Erwachsene.

Die Entscheidung liegt bei den Kantonen

Wenn alle Personen in einem Klassenzimmer oder in einem Hörsaal stets zwei Meter Distanz wahren müssen, bedingt dies, dass jede vier Quadratmeter Platz für sich hat.

«So aber können wir höchstens eine halbe Klasse unterrichten, vielleicht auch nur ein Drittel», sagt Lucius Hartmann, Präsident des Vereins Schweizer Gymnasiallehrer. Die Klassen an den Gymnasien seien tendenziell grösser als an den Volksschulen, die Räume aber nicht. So wird es an den wenigsten Gymnasien oder Berufsschulen möglich sein, eine ganze Klasse zu unterrichten.

«Die Vorgaben des Bundes sind hart», sagt Christoph Thomann, Präsident von Berufsbildung Schweiz. Viele Kantone täten sich schwer damit. Vor allem dort, wo es nur noch drei Wochen dauert, bis die Sommerferien beginnen, wird man sich eine Umstellung auf den Präsenzunterricht gut überlegen. In der Regel liegt die Entscheidung bei den Kantonen, im Kanton Bern bei den Schulgemeinden. Die Hochschulen hingegen können selber entscheiden. So werden die Lösungen, die mindestens bis zu den Sommerferien gelten, über die ganze Schweiz hinweg sehr unterschiedlich sein.

Grundsätzlich bieten sich vor allem drei Möglichkeiten: Die Schulen können den Fernunterricht wie bisher weiterführen. Dafür spricht, dass es die älteren Schüler und Studenten gewohnt sind, selbstständig zu arbeiten. Schulen mit genügend Platz können auch die Klassen auf zwei Räume aufteilen. Viele werden aber zwischen Fernunterricht und Präsenzunterricht wechseln. Was aber nicht gehe, sei beides miteinander, wie Beat A. Schwendemann vom Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz sagt. Die Lehrkräfte könnten nicht in eine Webcam sprechen und mit Schülern Kurznachrichten austauschen und gleichzeitig die andere Hälfte der Klasse unterrichten.

Dass die Lösungen so unterschiedlich sind, ist nach Ansicht von Lucius Hartmann nicht schlecht. Die Kantonsschule Zürcher Oberland etwa, wo er unterrichtet, verfügt über wenig Platz - sie wurde für 900 Schülerinnen und Schüler gebaut, wird nun aber von 1300 besucht. Was für seine Schule gut ist, muss es nicht für eine mit mehr Platz sein. «Es gibt nicht die perfekte Lösung», sagt er.

Fünf A4-Blätter voll mit Vorschriften

Nach Ansicht von Christoph Thomann, Präsident von Berufsbildung Schweiz, soll sich der Unterricht im Schulhaus nun vor allem darauf beschränken, allfällige Defizite aus dem Fernunterricht aufzuarbeiten und das Erlernte zu festigen. Auch sollten die Schulen die Zeit bis zu den Sommerferien dafür nutzen, um herauszufinden, was sich bewährt hat - welche Unterrichtsformen, welche Zeiten oder Abläufe. So sei man vorbereitet, wenn die Situation sich wieder einmal ändern sollte.

Neben den Abstandsregeln sieht der Bund noch eine ganze Reihe von anderen Vorgaben vor - Schüler und Lehrer müssen diese nicht nur im Schulzimmer, sondern im ganzen Schulhaus und auch auf dem Schulweg einhalten.

So müssen sie etwa regelmässig Oberflächen desinfizieren, die Räume lüften und die Hände waschen. Alle Vorgaben zusammen füllen fünf dicht beschriebene A-4 Blätter. Es scheint aber noch nicht die endgültige Fassung zu sein. Wie das Bundesamt für Gesundheit auf Anfrage schreibt, wird der Katalog in den nächsten Wochen noch überarbeitet.



Nur jeden zweiten Tage ins Gymi

Tages-Anzeiger 30.5.2020, Zürich, Ev Manz und Pascal Unternährer

Harziger Start in Phase II Die Zürcher Gymnasien können am 8. Juni nur halbherzig hochgefahren werden. Dafür macht Bildungsdirektorin Silvia Steiner den Bundesrat verantwortlich - und interveniert in Bern.

CVP-Regierungsrätin Silvia Steiner gilt als zurückhaltende Politikerin. Auch fuhr sie eine defensive Strategie bei der Öffnung der Schulen. Angesichts der jüngsten Lockerungsbeschlüsse des Bundesrats scheint sie aber die Geduld zu verlieren. «Die strengen Vorgaben für die Schulen und Hochschulen sind nicht mehr angemessen», sagte Steiner am Freitag. Im Visier hat sie die Regeln, dass die Mittelschulen vier Quadratmeter pro Schüler zur Verfügung stellen müssen und die Jugendlichen untereinander zwei Meter Abstand halten sollen.

Die Vorgaben zwingen Steiner, ab dem 8. Juni bloss Halbklassenunterricht an den Gymnasien zuzulassen, obwohl aus ihrer Sicht das Vollprogramm möglich wäre. «Ich werde mich vehement dafür einsetzen, dass die Vorgaben umgehend gelockert werden», kündigte sie an. Diese seien strenger als jene für Privatversammlungen und Restaurantbesuche.

Steiner erhält Applaus aus der Politik. «Die strengen Vorgaben sind einfach nicht mehr angemessen», sagt Beatrix Eigenmann (FDP). Laut Steiners CVP stehen die Regeln quer in der Landschaft. Auch Markus Späth (SP) findet es nicht nachvollziehbar, dass Sommer-Jugendlager möglich sind, die Schülerschaft aber auf Abstand machen müsse. Benjamin Fischer (SVP) sagt knapp: «Das bringt nichts.»

Steiners Positionsbezüge haben in Bern Gewicht. Es gebe Signale, dass ihr Anliegen geprüft wird. Allerdings sei der Zeitpunkt eines allfälligen neuen Entscheids unbekannt, sagt Steiners Sprecherin.

So gehts vorerst weiter

Ab dem 8. Juni gilt das neue Regime für die Volksschule, die Mittel- und Berufsschulen - und das sind die wichtigsten Punkte:

Kehrt an der Volksschule Normalität ein?

Alle Schulen der Primarstufe und der Sekundarstufe I nehmen wieder den Vollbetrieb auf. Dieser beinhaltet auch sämtliche schulergänzenden Betreuungsangebote wie den Mittags- und Nachmittagsshort. Die Klassen werden wieder nach dem normalen Stundenplan unterrichtet.

Welche Regeln gelten?

Die Hygienemassnahmen und Abstandsregeln von zwei Metern zwischen Erwachsenen gelten weiterhin. Erkrankte Personen aus der Schulgemeinschaft setzt der schulärztliche Dienst in Absprache mit dem kantonsärztlichen Dienst in Quarantäne. Das gilt allenfalls auch für das Umfeld der infizierten Person.

In welcher Form können Abschlussfeste, Projektwochen und Klassenlager durchgeführt werden?

In keiner. Veranstaltungen, spezielle Schulwochen und Klassenlager sind bis zu den Sommerferien verboten.

Was ändert sich an den Gymnasien?

Am Untergymnasium wird ab dem 8. Juni das volle Programm nach Stundenplan unterrichtet, Hauswirtschaftskurse finden nicht statt. In den oberen Klassen wird in Halbklassen



unterrichtet. Die Jugendlichen sind alternierend jeden zweiten Tag in der Schule anwesend. An den übrigen Tagen festigen sie ihr Wissen mit Hausaufgaben zu Hause. Ab dem Alter von 16 Jahren müssen sie untereinander und zur Lehrperson die Abstandsregel von zwei Metern einhalten. Als Richtwert in Unterrichtsräumen gilt vier Quadratmeter pro Person. Bis Mitte nächster Woche erarbeitet jede Schule ein Schutzkonzept.

Haben Maturanden nun einfach frei?

Nein. Die Schülerinnen und Schüler der Abschlussklassen sollen ihr Wissen weitergeben. Schulen richten dafür ein Nachhilfesystem für die Jüngeren ein.

Was gilt an den Berufsschulen?

An Berufsschulen muss mindestens die Hälfte des Unterrichts vor Ort stattfinden. Da sich die Klassengrößen je nach Branche stark unterscheiden, macht der Kanton keine weiteren Vorgaben.

Wie geht die Lehrstellenbesetzung voran?

Derzeit sind so viele Lehrstellen besetzt wie Ende Mai 2019, jedoch gibt es Unterschiede zwischen den Branchen. Im Detailhandel etwa sind noch viele Stellen offen. Da strebt der Kanton schnelle, pragmatische Lösungen an. So sollen einzelne Stellen noch bis zum Herbst besetzt werden können.

Maturaprüfungen – ein entbehrliches Ritual?

NZZ 28.5.2020, Schweiz, Franz Eberle

Eine Abschaffung würde dem Bildungsprozess schaden – die Qualität der Prüfung sollte aber verbessert werden. Von Franz Eberle

Die Corona-Krise und die damit verknüpften Sistierungen gewohnter Abläufe lösen in verschiedenen Bereichen Grundsatzdiskussionen über deren Funktionalität und Nutzen aus. Auf Unnötiges könnte auch künftig verzichtet werden. So werden nun die in knapp der Hälfte der Kantone abgesagten Maturaprüfungen teilweise grundsätzlich infrage gestellt. Könnte man auch künftig auf sie verzichten? Die Antwort ist: Nein. Maturaprüfungen haben eine wichtige Mess- und Bildungsfunktion. Aber man kann ihre Qualität weiterentwickeln.

Zur Messfunktion: Die Maturaprüfungen tragen zu den Noten im Maturazeugnis bei. Dieses soll ausweisen, ob und wie gut die Bildungsziele des Gymnasiums erreicht worden sind. Der Kern der Bildungsziele des Gymnasiums findet sich in Artikel 5 des Maturitätsanerkennungsreglements: «Die Schülerinnen und Schüler gelangen zu jener persönlichen Reife, die Voraussetzung für ein Hochschulstudium ist und die sie auf anspruchsvolle Aufgaben in der Gesellschaft vorbereitet.»

Ein Reife-Test

Die «persönliche Reife» ist somit nicht beliebig interpretierbar, sondern sie wird als «allgemeine Hochschulreife» und als «vertiefte Gesellschaftsreife» bestimmt. Die Noten im Maturazeugnis sollen nun grundsätzlich möglichst richtige und genaue Indikatoren dafür sein, dass und wie gut die Maturandinnen und Maturanden diese Ziele erreicht haben; also dass und wie gut sie allgemein studierfähig und dass und wie gut sie vertieft gesellschaftsreif sind.

Das Maturazeugnis besteht aus 13 bis 15 Noten. Maturaprüfungen werden meist in sechs bis sieben Fächern durchgeführt. In den Prüfungsfächern ergibt sich die Maturanote je zur



Hälfte aus der Prüfungs- und aus der Erfahrungsnote. In allen anderen Fächern zählt nur die Erfahrungsnote. Die Notengrundlagen Erfahrungsnote sowie mündliche und schriftliche Prüfungen haben je ihre eigene pädagogische Begründung sowie Vor- und Nachteile.

Aus eigenen Untersuchungen wissen wir beispielsweise, dass in Mathematik die Note der schriftlichen Maturitätsprüfung einen höheren Zusammenhang mit für das Studium wichtigen mathematischen Kompetenzen aufweist (hohe Korrelation) als die Matura-Erfahrungsnote (mittlere Korrelation) und die Note der mündlichen Maturaprüfungen (mittlere Korrelation). Sie ist deshalb für den Studienerfolg in den vielen Studiengängen, in denen diese mathematischen Kompetenzen erforderlich sind, prognosevalider als die Matura-Erfahrungsnote.

Veränderte Schlussnote

In der Erstsprache ist die Korrelation der Erfahrungsnote mit Erstsprachekompetenzen hingegen etwa gleich wie jene der «strengeren» Note der schriftlichen Maturitätsprüfung. Wir wissen auch, dass Erfahrungsnoten und mündliche Prüfungen im Mittel signifikant besser ausfallen als schriftliche Prüfungen. Die Maturaprüfungen führen aus verschiedenen Gründen zwar nicht zu einer höheren Durchfallquote als die reinen Erfahrungsnoten, aber sie verändern die Schlussnoten trotzdem teilweise beträchtlich. Aus der Testtheorie ist bekannt, dass mit weniger Messgrundlagen die Zuverlässigkeit der Noten geringer ist, sie sind weniger genau. Auch wenn Maturaprüfungen nur zwanzig Prozent beitragen, ist ohne sie das Reife- und Fähigkeitsbild des Maturazeugnisses weniger genau.

Zur Bildungsfunktion: Viel wichtiger noch ist aber die Frage, ob die Maturandinnen und Maturanden trotz ausbleibenden Maturaprüfungen die gymnasialen Bildungsziele gleich gut erreichen und einfach die genauere Messung fehlt. Meine Einschätzung ist klar: Nein. Die Prüfungen selbst bewirken nochmals einen Lernprozess im Hinblick auf die Maturareife. Die Vorbereitung auf die Maturaprüfungen ist eine Phase, in der zwar nicht alle, aber die meisten Maturanden sich in wichtigen Fächern erneut intensiv mit dem Maturastoff befassen.

Sie bereiten zum Beispiel nochmals den ganzen Mathematikstoff auf, sie befassen sich mit den gewählten Literaturwerken in den Sprachen, sie lernen nochmals intensiv im gewählten Schwerpunktfach. Das alles erhöht und vertieft das maturitäre Wissen und Können beträchtlich. Und zwar in einer Breite, wie das im späteren Leben wohl nur noch selten erfolgt. Das geht weit über eine minimale Studierfähigkeit im dann gewählten Studienfach hinaus. Ich schätze deshalb die Phase der Maturaprüfungen als wichtige letzte Lernphase im Erwerb der Maturareife ein, insbesondere im Hinblick auf die Vorbereitung auf anspruchsvolle Aufgaben in der Gesellschaft, den Erwerb der vertieften Gesellschaftsreife.

Bei der Vorbereitung auf die Maturaprüfungen üben die Maturanden und Maturandinnen zudem das, was sie später an der Universität in vielen Studiengängen ebenfalls können müssen: sich in einer beschränkten Zeit auf grosse Prüfungen in mehreren Fächern vorbereiten. Zwar gibt es im Rahmen der Bologna-Reformen an den Universitäten neue Prüfungsformate wie schriftliche Arbeiten und Diskussionsbeiträge. Aber auch die ganz grossen Abschlussprüfungen sind weiterhin anzutreffen, z. B. im Medizinstudium, und auch Semesterprüfungen sind wesentlich umfangreicher als die Klassenzimmerprüfungen, die Grundlagen für die Erfahrungsnoten.

Hoher Stellenwert bleibt

Natürlich gibt es die vielbeklagte Minderheit der Maturanden, die sich auf einem gut kalkulierten Polster ausreichender Erfahrungsnoten ausruht und sich bei der Vorbereitung der Maturitätsprüfungen nicht mehr anstrengt. Aber dieses Problem ist im Zusammenhang



mit anderen Aspekten des Systems Gymnasium zu sehen und zu lösen, z. B. über die Bestehensnormen. Und auch der – nur teilweise berechtigten – Kritik an den Maturitätsprüfungen als reinem Abfragen von Wissen muss anders begegnet werden. Und zwar mittels der qualitativen Weiterentwicklung der Prüfungskultur, die auch solche Prüfungsformate zulässt, die bis jetzt nicht geprüfte Teile der allgemeinen Studierfähigkeit und der vertieften Gesellschaftreife einschliesst. Dies aber nicht anstelle der klassischen Maturitätsprüfungen, sondern ergänzend.

Die Maturandinnen und Maturandinnen des Corona-Jahrgangs aus den Kantonen ohne Maturaprüfungen werden zwar kaum weniger erfolgreich sein an den Universitäten. Sie müssen vielleicht noch etwas mehr mögliche Lücken selbst auffüllen. Der Stellenwert der Maturaprüfungen bleibt aber hoch. Sie bei dieser Gelegenheit wegen ihrer Mängel abzuschaffen, hiesse, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Man darf den Wert der Maturaprüfungen im Bildungsprozess nicht beschädigen und muss sie selbstverständlich im Gleichschritt mit den bereits laufenden Bestrebungen zur Weiterentwicklung von Prüfungsqualität und -kultur verbessern.

Franz Eberle ist Professor emeritus für Gymnasial- und Wirtschaftspädagogik an der Universität Zürich

Schule braucht keine Digitalisierung um jeden Preis

Tages-Anzeiger 6.6.2020, Debatte, Gastbeitrag von Hanspeter Amstutz

Unsere Staatskasse wird zurzeit mit der Rettung ganzer Wirtschaftszweige arg strapaziert. Das wird auch die Bildung zu spüren bekommen, wenn die nächsten Investitionen anstehen. Werden wir finanzielle Mittel primär für teure Digitalisierungsprojekte einsetzen, oder wären nicht gezielte Anstrengungen zur Verbesserung des Präsenzunterrichts lohnenswerter?

Die wesentlichen Studien zum Thema und die gemischten Erfahrungen mit dem Fernunterricht geben dem gemeinsamen Klassenunterricht eine klar bessere Note. Dessen Bilanz, übers Ganze gesehen, ist effizienter und schafft eine soziale Geborgenheit, die über digitale Verbindungen nicht zu erreichen ist.

Die meisten Lernprogramme sind weit davon entfernt, den Schülern anspruchsvolles Neuland so zu erschliessen, dass dieses auch von Schwächeren selbstständig betreten werden kann. Zuerst einmal müsste beim digitalen Angebot die Spreu vom Weizen geschieden werden.

Gegen eine Grundausstattung der Schulen mit moderner Präsentationstechnik und dem Einsatz altersgemässer Lernsoftware ist nichts einzuwenden. Digitale Hilfsmittel können zur Vertiefung grundsätzlich verstandener Kompetenzen viel beitragen und mit qualitativ überzeugendem Bild- und Tonmaterial den Präsenzunterricht bereichern. Ein stures Nein hiesse, die Chancen moderner digitaler Möglichkeiten zu verkennen und didaktische Pioniere vor den Kopf zu stossen.

Eine radikale Umstellung der Schule auf einen hohen Anteil an digitalem Unterricht wäre hingegen unverantwortlich. Neuerungen müssen von der Lehrerschaft mitgetragen werden und einen pädagogischen Mehrwert bringen, wenn sie gelingen sollen. Ganz heikel sind Eingriffe in die Methodenfreiheit, die bei einer dominanten Digitalisierung mit vorgegebenen Programmen einschneidend wären. Der Gestaltungsspielraum für die Lehrpersonen würde unattraktiv klein.



Oberstes Ziel bleibt eine gute Schulqualität. Wer eine starke Schule will, muss alles daran setzen, dass die Lehrerinnen und Lehrer der Vorbereitung eines lebendigen Präsenzunterrichts erste Priorität einräumen können. Nicht das schulische Rundherum ist die Hauptsache, sondern ein attraktiver Unterricht, der inhaltlich überzeugt. Dabei kommen der Fachdidaktik und der schulinternen Weiterbildung grosse Bedeutung zu.

Konkret könnte dies heissen, dass im Bereich Natur und Technik Lehrerteams Zeit erhalten, Versuchsreihen gemeinsam bereitzustellen. Solche Vorbereitungsarbeiten wirken sich direkt auf die Qualität der Lektionen aus und schaffen eine echte Aufbruchsstimmung.

Erfreuliche Resultate stellen sich ebenso ein, wenn sich Lehrpersonen auf mindestens eine Lektion pro Schulumorgen gründlich vorbereiten. Ist es nicht ein ermutigendes Gefühl, wenn Kinder in der Erwartung zur Schule gehen, dass ihnen die Lehrerin jeden Tag etwas Besonderes bietet? Solche Topstunden strahlen auf den ganzen Unterricht aus und lassen das sonst eher routinierte Lernen besser in Kauf nehmen.

Viele Jugendliche bestätigen später, dass manche spannende Geschichts- oder Geografie-Stunde genau diese anregende Wirkung gehabt und sich in ihrer Erinnerung eingepreßt habe. Digitalisiertes Lernen verspricht mehr selbstständiges Lernen. Aber es ist weit entfernt von einem Lernverhalten, welches erst im gemeinsamen Entdecken grosser Zusammenhänge entwickelt wird.

Die kommenden Jahre werden zeigen, wie hoch der Stellenwert eines kulturschaffenden Bildungsprogramms gegenüber einem einseitig auf Nützlichkeit ausgerichteten Konzept gehandelt wird. Digitales Lernen stösst bei tieferen Bildungsprozessen an Grenzen und kann gute Lehrerinnen und Lehrer in keiner Weise ersetzen. Ob Lehrpersonen primär als Coachs bei Computerprogrammen mitwirken oder gestaltend als aktive Personen eine Klassengemeinschaft lenken, ist die entscheidende Frage.

Hanspeter Amstutz. Der pensionierte Sekundarlehrer und ehemalige Zürcher EVP-Kantonsrat ist Kursleiter für Geschichtsdidaktik.